
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 180. Bromberg, den 8. August 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(24. Fortsetzung.) ——

20. Kapitel.

Fritz und Eva Roland waren von Vera Cruz auch nicht sofort nach Hause zurückgekehrt. Sobald sie Friede sicher an Bord der „Orinoco" wußten, hatten sie es sich für einige Zeit in Vera Cruz behaglich gemacht. Sie waren seit Jahren nicht mehr zusammen verreist. Höchstens hatte Roland geschäftliche Fahrten unternommen. Er hatte die Hazienda auch nicht einen Tag ohne Aufsicht seiner Frau lassen wollen. Und Frau Eva hatte ihre Sehnsucht, wieder einmal für ein paar Tage „Großstadtluft" zu atmen, tapfer unterdrückt. Sie war ja stolz darauf, daß ihr Mann nur ruhig war, wenn sie an seiner Stelle die Augen überall hatte. Nun aber Käsbier zurückgekehrt war, durfte man sich unbesorgt ein paar Wochen an dem Großstadtleben in Vera Cruz erfreuen. Käsbier verstand sein Handwerk und hatte lachend gesagt:

„Gehen Sie nur, Herr Roland, und nehmen Sie die Frau mit. Ich werde Ihnen hier alles schon ordentlich halten. Sie wissen ja, auf mich ist Verlaß."

„Und Conchita?" hatte Frau Roland besorgt gefragt. „Wir können sie hier doch unmöglich allein zurücklassen. Wer soll denn auf sie aufpassen?"

Da hatte Conchita, die genau wußte, wie dem Vater an der Erholungsreise mit der Mutter lag, sich geradezu empört gestellt:

„Bin ich denn noch ein Baby, Mutti, daß ich ein Kindermädchen brauche? Ich denke, du hast soviel Vertrauen zu mir, daß ich einmal ein paar Wochen ohne dich sein kann. Außerdem ist doch Käsbier da, Käsbier, mein guter alter Freund."

Da gab sich Frau Roland geschlagen, um so mehr, als der Vater, wie immer, der Tochter recht gab. Nun war Conchita schon seit drei Tagen ebenso der „Obhut" Käsbiers anvertraut, wie das ganze riesige Anwesen, und half tüchtig, soweit es sich um die Landwirtschaft handelte.

„Brauchst du mich noch, Käsbier?" fragte sie eines Spätnachmittags, als die glühende Tropenhitze langsam abzuflauen begann. „Ich möchte ein wenig hinausreiten."

„Reite nur zu, Conchita. Ich wüßte nicht, was du im Augenblick zu tun haben solltest. Was ich übrigens noch sagen wollte: der Bengel, der Spatz, macht sich ausgezeichnet. Heute schicke ich ihn mit Fanfare auf das Vorwerk zu den anderen Gäulen hinaus. Da kommt das Pferd auf die Weide, und der Junge kann etwas von mexikanischer Zucht lernen. Mindestens drei Wochen lang soll er draußen bleiben."

„Na, da werde ich mal bei Gelegenheit hinausreiten", meinte Conchita und lief zu den Ställen, wo sie Spatz zu finden wußte. Beide nahmen herzlich Abschied voneinander. Die große Begeisterung Conchitas für Fanfare hatte sein Herz gewonnen.

„Bestimmt komme ich hinausgeritten, Jung", versprach sie. „Das Vorwerk Chapigno liegt ja nur vier gute Reitstunden von hier."

„Fein!" Spatz strahlte. Conchita war ja nun nicht gerade sein angebetetes gnädiges Fräulein, aber gut sein durfte man ihr auch.

Conchita war schnell in ihren Reitanzug geschlüpft. Eine weiße Leinenhose, ein dazu passendes blütenweißes Hemd, hohe Cowboystiefel, nach Indianersitte an den Seiten ausgefranst und aus ganz weichem Leder hergestellt. Ein breitrandiger Panamahut, ein leuchtend buntes Tuch um den Hals. So, nun war sie fertig. Sie griff nach der winzigen Reitgerte, von der sie sich kaum besinnen konnte, sie je gebraucht zu haben. Almadea, ihre kleine kremfarbene Mustangstute, gehorchte dem leisesten Schenkeldruck und machte ihr die Handhabung der Zügel zum Kinderspiel.

Sie wollte gerade zum Tor der Hazienda hinausreiten, als ein schweres Reiseauto herankam, ein prachtvoller Wagen. Sie parierte ihr Pferd, das vor dem ungewohnten Geräusch des Motors scheute. Der Mann am Steuer, blond und braun, sah erstaunt und so ehrlich entzückt aus, als er Conchita sah, daß sie etwas verlegen lächelte. Schon sprach er sie in deutscher Sprache an."

„Habe ich die Ehre mit Fräulein Roland?"

Leuchtend blaue Männeraugen sahen sie forschend und bewundernd an. Der Fremde hatte, wohl der Hitze wegen, die Autokappe abgenommen. Wie ein Goldhelm umgab das blonde Haar ein gebräuntes, etwas kantiges Jungmännergesicht. Der Mund war klar und rein geschnitten. Die hohe Stirn, das Kinn paßten zu diesem energischen und offenen, schönen Gesicht.

Ein Mann, wie aus dem Märchenbuch, mußte Conchita plötzlich denken. Der Fremde ließ den Blick nicht von ihr. Das verwirrte sie so, daß sie sich erst langsam zu einer Antwort zu zwingen vermochte.

„Ich bin Conchita Roland", sagte sie endlich. „Sie wollen doch sicherlich Vater sprechen, nicht wahr?"

„Das — das auch". Wulff konnte sich nicht trennen von diesem süßen, weichen, reinen Antlitz. Herrgott, er mußte sich doch endlich vorstellen. Er sprang aus dem Auto, verneigte sich:

„Gestatten, gnädiges Fräulein — ich bin Wulff von Legien. Und was die Unterhaltung mit Ihrem Herrn Vater anbelangt, gewiß — ich wollte — doch das hat natürlich Zeit."

Almadea gab deutliche Zeichen von Ungeduld.

„Sie wollten ausreiten, gnädiges Fräulein. Vielleicht gar eine Verabredung. Ich will nicht stören. Wenn Sie mich zu Ihrem Herrn Vater bringen wollen, ich — —"

„Steh, Almadea." Ein leiser Gertenhieb, der erste seit undenklichen Zeiten, traf die Hinterhand der kleinen Stute. Dann schwang sich Conchita aus dem Sattel.

Sie war größer als das gewöhnliche Mittelmaß, trotzdem wirkte sie neben dem hochgewachsenen Wulff wie ein Püppchen. Während sie zu ihm aufsah, überlegte sie unentwegt, woher sie den Namen Wulff von Legien kannte. Wer nur hatte ihr schon von ihm gesprochen?

Jetzt plötzlich wußte sie es. Peter Ott hatte viel von seinem besten Freunde gesprochen. Er war kleiner als dieser blonde Riese. Auch dies leuchtende Blond hatte er nicht. Wie kam sie nur darauf, die beiden zu vergleichen? Schuldbewußt zuckte Conchita zusammen. Jetzt erst dachte sie daran, daß sie Herrn von Legien unentwegt angestarrt hatte. Was würde er nur von ihrer Erziehung denken. Sie mußte doch Mutti und Vati Ehre machen.

„Gestatten Sie, Herr von Legien", sie sagte es jetzt als ganz tadellose junge Dame, „daß ich im Namen meiner Eltern Sie bitte, unsere Gastfreundschaft anzunehmen?"

Wulff von Legien strahlte über das ganze Gesicht.

„Von Herzen gern, mein gnädiges Fräulein."

Dies kam so begeistert, daß Conchita wieder rot wurde. Aber Sie nahm sich zusammen. So töricht und verlegen wie vorhin wollte sie nicht zum zweiten Mal erscheinen. Sie spitzte die Lippen und pfiff. Gleich darauf kam ein Indianerknabe in sauberer Leinenjacke auf sie zugestürzt und sah sie fragend an.

„Peter, Almadea in den Corral. Abzureiben brauchst du sie nicht, ich bin nicht weit gekommen."

Da lächelte Wulff Legien wieder so eigentümlich, und um nicht mitlächeln zu müssen, sprach Conchita hastig weiter.

„Dann sagst du Käsbier, daß er das Auto versorgen soll und schickst einen Imbiß auf den Patio. Verstanden?"

„Na, jewiß doch, Senorita!" Der kleine Indianer grinste über das ganze gelbbraune Gesicht, denn er hatte bei Spatz ein bißchen Deutsch gelernt und war nun stets eifrig bemüht, seine Kenntnisse richtig anzubringen.

Wulff sah fassungslos auf den kleinen Indianerjungen. Das war ja eine komische Welt, ein Indianer, der ein echtes, unverfälschtes Berlinisch sprach? Es sah aus, als sollte es hier noch mehr Überraschungen geben. Überraschungen und Wunder. Dies schöne blonde Mädchen mit den kindlichen warmen Augen, es war ja auch wie ein Wunder. Noch tausendmal schöner als auf Peters Bild. Zum ersten Mal seit seiner Sorge um Friede war etwas wie ein Glücksgefühl in ihm. Er betrat neben Conchita die Hazienda.

„Selbstverständlich bleiben Sie als Gast über Nacht, Herr von Legien", meinte Conchita, „denn Sie können in der Hitze unmöglich weiterfahren. Wenn Sie hinaufgehen wollen, erster Stock rechts ist das Fremdenzimmer." In einer gewissen Scheu vermied sie es, ihn dort hinaufzubegleiten.

Wulff von Legien war über diese Einladung erstaunt. Das schien ein sehr selbständiges kleines Fräulein zu sein, diese kleine Conchita Roland. Aber er war zugleich beglückt. Die konventionellen Gesetze Deutschlands konnten hier in diesem ganz anderen Lande nicht unbedingt gelten. Außerdem beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß er ja Herrn Roland abwarten mußte, von dessen längerer Abwesenheit er keine Ahnung hatte.

Sie sind überaus gütig, gnädiges Fräulein. Ich bleibe nur zu gern.

Das Fremdenzimmer war ein schöner Raum mit lichten Kissen auf der großen Couch, eingebauten Schränken und grünen Läden nach der Sonnenseite zu. Das Fenster nach Osten gab den Blick auf den tropisch glühenden Garten frei. Hinter ihm lag die unendliche Weite der Felder unter der zitternden blauen Kuppel des tropischen Himmels. Schon erschienen zwei indianische Diener mit seinem Gepäck. Ihnen folgte ein indianisches Hausmädchen in sauber gestreiftem Waschkleid, einem weißen Häubchen auf dem Scheitel. Wäre nicht die goldbraune Haut gewesen und das schwarze Ebenholzhaar, er hätte glauben können, ein hamburgisches Hausmädchen vor sich zu sehen. Mit einer tiefen Verneigung stellte die Indianerin ein Tablett mit eisgekühltem Mineralwasser, Obstsaft und Whisky vor ihm hin.

„Die Senorita hat befohlen, dem Senor nebenan im Badezimmer ein Bad zurechtzumachen", sagte sie knicksend," und dann erwartet die Senorita den gnädigen Herrn in einer halben Stunde im Patio." Damit verschwand sie.

Wulff sah auf seine Uhr. Eine halbe Stunde, dann würde er dies reizende junge Mädel wiedersehen. Wie schön sie war, wie kindlich in ihrer mädchenhaften Befangenheit. Er wußte gar nicht, daß er fröhlich vor sichpfiff, als als er nun schnell, um keine Zeit zu verlieren, ins Badezimmer lief.

Inzwischen stand Conchita vor dem Spiegel ihres weißen Schlafzimmers. Estrella, ihre mexikanische Zofe, hatte heute keinen leichten Stand. Dies Kleid war ihrer jungen Herrin zu geputzt, jenes zu einfach. Endlich entschied sich Conchita für ein ganz buntgeblümtes Seidenkleidchen, das bis zum Knöchel reichte und nur die Füße frei ließ. Blaue Lederschühchen gehörten dazu. Es war ein französisches „Gedicht", das ihr der Vater einmal aus Mexiko=City mitgebracht hatte. Unbenutzt hing es bisher im Schrank, denn was sollten französische Modereaktionen in der mexikanischen Wildnis?

Nun wußte sie plötzlich, wozu all die schönen Dinge da waren. Die Schühchen saßen wie angegossen, und das Kleid schmiegte sich eng um die schlanken Hüften, nach unten in weiter Glocke ausfallend. Doch beim Überstreifen riß ein Knöpfchen ab und mußte wieder angenäht werden.

Und immer aufs neue sprangen ein paar widerspenstige Härchen aus dem tiefgelegten blonden Wellenscheitel, den Conchita trug.

Aufatmend besah sich Conchita endlich im Spiegel. Jetzt war sie fertig. Fast erstaunt musterte sie sich im Spiegel. Hatten ihre Augen immer so geleuchtet? Sah sie immer so aus? War ihr Mund immer so rot?

Sie schämte sich vor sich selbst, wie sie sich jetzt in unbewußter Sehnsucht, schön zu sein und zu gefallen, betrachtete. Eilig lief sie in den Patio hinunter.

Der Patio war ein mit braunen Kacheln gepflasterter, von schlanken Säulen umgebener Hof. Er besaß ein riesiges Leinendach, das man auseinanderschieben konnte. Seltene blühende Pflanzen des Urwaldes gediehen in großen Blumenkästen, die zwischen den Säulen standen und wie ein blumiges Band wirkten. Zwanglos waren bequeme Korbmöbel überall verteilt, eine große, kissenbelegte Couch stand in einer Ecke. Hier verbrachte die Familie Roland, soweit sie unbeschäftigt war, ihre Freizeit. Nur übergroße Hitze trieb sie ins Haus, denn die Kacheln des Bodens spendeten angenehme Kühle, und das zeltartige Dach konnte — von Zeit zu Zeit begossen — gleichfalls die allzu prallen Sonnenstrahlen abhalten. Wurde es aber an schönen Abendstunden auseinandergeschoben und fielen Mond= und Sternenschimmer hinein, so wurde Conchita nie müde, zu dem leuchtenden Kreuz des Südens emporzuschauen. Dann dachte sie an die Heimat ihrer Eltern, an Deutschland, und malte sich das schöne sanfte Land in den leuchtendsten Farben aus. Dann erstanden vor ihrem Geiste lebendige Bilder, die die Eltern ihr in Wort und Photographie nahegebracht hatten. Sie sah den Rhein silberglänzend zwischen Rebenhügeln und träumenden Burgen dahingleiten. Die dunkeln Wälder Thüringens mit ihrem tiefen Schatten, die weite Heide mit ihrem Teppich bienenumsummten Heidekrauts, die melancholische Größe der ostpreußischen Küste. Die Städte mit ihrem pulsierenden Leben und ihren Millionen arbeitender Menschen. Alles, was ihr die Eltern erzählt hatten, wurde in ihr lebendig. In diesen Stunden hatte sie auch bisher am verzweifelsten an Peter Ott gedacht. An Friede von Stetten, die sie glaubte hassen zu müssen. Und wenn sie auch jetzt Sympathie und Mitleid mit Friede empfand, eins hatte sie ihr doch immer noch nicht verzeihen können, daß sie ihr Peter fortgenommen hatte. Denn zu der Weisheit ihrer Mutter konnte sich Conchita in ihrer temperamentvollen Jugendlichkeit noch immer nicht bekennen.

*

21. Kapitel.

Wulff lief in dem Patio schon ungeduldig auf und ab. Er war sehr unzufrieden mit sich. Wie war es nur möglich, daß er den Zweck seiner Reise hierher für eine Weile vollkommen vergessen hatte. Er war doch nicht hier, um sich zu verlieben. Er war hier, um für Friede Hilfe zu suchen. Er schämte sich vor sich selbst. Und doch half es nichts. Er hatte sich verliebt, richtig und ehrlich verliebt in dies prachtvolle junge Mädchenwesen. Reiß dich zusammen, dachte er bei sich selbst, für deine eigenen Angelegenheiten ist jetzt keine Zeit. Du mußte jetzt ganz an Friede denken. Aber merkwürdig, er fühlte, daß die stahlharte Energie, die er auf Friedes Rettung verwenden wollte, sich jetzt im Augenblick eigentlich steigerte. Durch Conchitas Dazwischenkommen war er irgendwie von Friede gelöst, war in seinem Denken an Friede nicht mehr dieser heiße, leidenschaftliche Affekt. Friede rückte ihn ein wenig dorthin, wo sie früher gestanden, als sie seine Kusine war. Der Wunsch in ihm, Friede zu finden, ihr zu helfen, wurde durch die Be=

gegnung Conchitas nicht gemindert. Im Gegenteil! Er konnte jetzt plötzlich das Sachlichnotwendige um so stärker erkennen. Es war ihm, als wäre irgend ein Fiber aus seinem Körper gewichen. Als hätte die Malaria-Attacke auch seelisch in ihm etwas hinweggeschwemmt. Er stand innerlich Friede anders, erneut und klarer gegenüber. Das hatte diese kleine Conchita gemacht.

Lächelnd sah er ihr entgegen, wie sie jetzt hereinkam.

Süß sieht sie aus, dachte er. Süß und so völlig unberührt und kindlich. Dies Kindliche wurde verstärkt dadurch, daß Conchita jetzt krampfhaft versuchte, die erwachsene Dame und Stellvertreterin der Mutter zu spielen.

„Nehmen Sie Platz, Herr von Legien", sie wies auf einen der Korbsessel, setzte sich ihm gegenüber. „Sie werden mit mir allein fürlieb nehmen müssen. Meine Eltern sind auf einer Erholungsreise nach Südamerika begriffen. Vater möchte dabei die dortigen Keffee- und Kakaopflanzungen kennenlernen."

Nun erschrak Wulff aber doch. Herr Roland auf lange Zeit fort? Das erschwerte die Rettungsaktion für Friede.

„Das ist aber böse."

(Fortsetzung folgt.)

Arzneien, die den Charakter beeinflussen.

Schüchtern? Dann Hirnanhanghormon einnehmen! Friedensliebe aus dem Arzneischrank.

Von Dr. med. et phil. **Gerhard Venzmer.**

Es klingt beinahe unwahrscheinlich, wenn man von Arzneien spricht, die einen Einfluß auf unsere Wesensart ausüben sollen; und doch kann nach den Erfahrungen der neuesten Zeit kein Zweifel daran bestehen, daß es derartige Stoffe gibt. Nicht davon soll hier die Rede sein, daß beispielsweise der gewohnheitsmäßige Mißbrauch von Rauschmitteln tiefgreifende seelische Veränderungen nach sich zu ziehen pflegt; daß man etwa mit den Pflanzengiften Meskalin und Haschisch Vergiftungserscheinungen hervorrufen kann, die in verblüffender Weise gewissen Zuständen der Schizophrenie, einer eigenartigen, mit Spaltung der Persönlichkeit einhergehenden Gemütskrankheit, ähneln.

An dieser Stelle interessiert uns vielmehr eine Gruppe von organischen Stoffen, die der Menschen- und Tierkörper selbst erzeugt, und die wegen ihrer tiefgreifenden Wirkungen auf das Zentralnervensystem heute schon von vielen Ärzten, die diese Zusammenhänge erkannt haben, geradezu zur Beeinflussung der Wesensart verwendet werden. Es sind die Säfte jener Drüsen, die ihre Erzeugnisse nicht nach außen absondern, sondern sie unmittelbar in den Blutkreislauf sickern lassen, weshalb sie auch als „Einsonderungsdrüsen" bezeichnet werden. Die vorn am Halse gelegene Schilddrüse, der an der Unterfläche des Gehirns befindliche Hirnanhang sowie die in den Fortpflanzungsorganen enthaltenen Keimdrüsen sind es, die uns hier im besonderen angehen. Daß ihre Säfte, die „Hormone", nicht nur einschneidende Wirkungen auf das körperliche Geschehen, sondern auch auf den Ablauf der seelischen Reaktionen ausüben, ist Tatsache.

Außerordentlich deutlich werden diese Einflüsse bei der Schilddrüse; wird ihr Hormon in zu großer Menge ins Blut gegossen, so werden die Menschen übererregbar, geschwätzig, unstet und wankelmütig, sprunghaft in ihren Gedanken und ihrem Tun, Stimmungen und Launen unterworfen, klagsüchtig und schreckhaft; und in ihrem Antlitz mit den hervortretenden, glänzenden Augen und den auffallend weiten Lidspalten prägt sich der Ausdruck der Angst aus. Genau den gegenteiligen Geisteszustand führt uns der an Schilddrüsen-Mangel Leidende vor Augen: er ist in allen seinen geistigen und seelischen Funktionen gehemmt und abgestumpft, gleichgültig und teilnahmslos, ohne Gedächtnis und Urteilskraft, ohne Regungen der Intelligenz und des Gemütslebens. Die Heilkunde macht von dieser Erkenntnis bereits praktischen Gebrauch; sie hat aus dem Blut einen Hemmstoff gegen zu starke Schilddrüsentätigkeit zu schaffen gewußt, und anderseits erzielt sie dort, wo die Schilddrüse zu schwach arbeitet, durch vorsichtige und genau abgestufte künstliche Zufuhr von Schilddrüsenhormon oft geradezu erstaunliche Erfolge.

So gelingt es gar nicht selten, bei Kindern, die im schulpflichtigen Alter ihren Eltern wegen gewisser Intelligenzstörungen ernste Sorge bereiten, durch eine lange Zeit fortgesetzte Behandlung mit geringsten Gaben von Schilddrüsen-Präparaten erstaunliche Besserungen zu erzielen. Aber auch im Alter begegnen wir einem zunehmenden Nachlassen der Schilddrüsentätigkeit, das sich dann in Langsamkeit des Denkens, Gleichgültigkeit, Stumpfheit, Schwäche des Gedächtnisses und Minderung der allgemeinen Intelligenz und Urteilskraft bemerkbar macht. In solchen Fällen wirkt eine Schilddrüsenkur oft überraschend, die Merkfähigkeit kehrt zurück, die Ereignisse können wieder besser behalten werden, die geistige Regsamkeit und Anteilnahme steigt, die Intelligenz hebt sich. Ein nicht geringer Teil dessen, was man als „Alterserscheinungen" bezeichnet, läßt sich so auf ein Versagen der Schilddrüse zurückführen und durch entsprechende Behandlung bessern.

Auch der Hirnanhang, wissenschaftlich „Hypophyse" genannt, hat wesentlichen Einfluß auf Geist und Gemüt des Menschen. Durch Beobachtung von Hypophysen-Kranken wissen wir, daß Menschen mit verminderter Tätigkeit des Hirnanhangs eine ganz bezeichnende Veränderung ihres Charakters erleiden. Sie werden ausgesprochen passiv, fallen dann vielfach durch übermäßiges Phlegma auf und sind von merkwürdiger Gleichgültigkeit, Nachgiebigkeit, Lenkbarkeit, Geduld, Zufriedenheit und Vertrauensseligkeit, oft auch Schwerfälligkeit, Selbstunsicherheit und Entschlußunfähigkeit. Sie fühlen sich dem Lebenskampf nicht gewachsen; auch schlafen sie gern und reichlich. Umgekehrt kann reichliche Ausschüttung von Hirnanhang-Hormon die Menschen lebhaft, energisch, tatenfroh, ja angriffslustig machen; und wenn man daran denkt, daß kräftiges Wirken der Hypophyse auf körperlichem Gebiet ein starkes Wachsen der gipfelnden Knochenenden, wie Nase und Kinn, zur Folge hat, so begreift man nun, daß ein großer Menschenkenner wie Napoleon nur Soldaten mit großen Nasen beförderte, weil er der Überzeugung war, daß eine große Nase Mut, Entschlossenheit und Angriffsfreude anzeige. Auch ist es in diesem Zusammenhang aufschlußreich, sich daran zu erinnern, daß man von Napoleon gesagt hat, sein Aufstieg und Niedergang sei vom Aufstieg und Niedergang seiner Hypophyse verursacht worden; und daß etwas Ähnliches von Heinrich VIII. von England behauptet worden ist, in dessen Leben sich ebenfalls ein eigenartiger Umschwung von brutalem Draufgängertum zu seltsamer passiver Lenkbarkeit und Fügsamkeit nachweisen läßt.

Die Heilkunde verwendet auch das Hirnanhang-Hormon bereits in mannigfaltiger Weise zur Behandlung von Abweichungen der Wesensart von der Norm; es gelingt damit, harte und unbeugsame Charaktere biegsamer zu machen, ferner läßt sich mit dem Wirkstoff des Hirnanhangs in vielen Fällen auch ein niedergedrücktes, müdes, unlustiges und schläfriges Wesen bessern; und in die gleiche Richtung weisen Erfolge, die man von der Behandlung mit diesem Hormon bei den mit Zuständen tiefer Niedergedrücktheit einhergehenden manisch-depressiven Störungen gesehen hat.

Von wie tiefreichenden Einflüssen schließlich die Hormone der Keimdrüsen auf Geist und Gemüt des Menschen sind, bedarf keiner besonderen Betonung; die Reifungs- und dann wieder die Rückbildungsjahre führen uns dies ja im alltäglichen Leben immer wieder vor Augen. Ganz besonders beim weiblichen Geschlecht ist das Rückbildungsalter oft mit unangenehmen Charakterwandlungen verbunden; Nervosität und Reizbarkeit, allgemeine Müdigkeit und Unentschlossenheit, Unruhegefühl und Rastlosigkeit, haltloses Schwanken, launisches Wesen, Zank- und Streitsucht erschweren dann vielfach den Umgang mit der in den „Wechseljahren" befindlichen Frau. In solchen Fällen wirkt die Zufuhr von weiblichem Keimdrüsenhormon geradezu Wunder; ja, die hierbei erzielten Wirkungen zählen zu den überzeugendsten bei der Charakterbehandlung mit Hormonen überhaupt.

Übrigens wäre es verkehrt, anzunehmen, an dem Manne gingen die Rückbildungsjahre, die der Frau so viele Beschwerden machen, spurlos vorüber. Sie setzen nur viel später ein: gewöhnlich zwischen dem 60. und 70. Lebensjahre, während sie im weiblichen Geschlecht durchschnittlich um die Mitte der vierziger Jahre beginnen. Auch sind die Störungen beim Manne nicht so tiefgreifend und nicht so äußer-

lich spürbar, machen sich aber nichtsdestoweniger in allerlei Beschwerden vornehmlich auch seelischer Art, wie hypochondrischen Stimmungen, Unzulänglichkeitsgefühlen, Abgespanntheit, Gedächtnisschwäche, bemerkbar. Auch hier wirkt die Zufuhr von männlichem Hormon — in geeigneten Fällen unter gleichzeitiger Schilddrüsenbehandlung — sehr häufig geradezu „verjüngend".

Man sieht: ohne sich dem Vorwurf des Materialismus auszusetzen, kann man heute schon von einer Charakterbehandlung durch Arzneistoffe sprechen. Freilich, den tieferen, anlagemäßig im Blut verankerten Wesens-Kern wird man durch solche Stoffe nicht erfassen, wohl aber den Ablauf einer ganzen Reihe seelischer Reaktionen beeinflussen können, die in ihrem Zusammenwirken wesentlichen Anteil haben am Gesamtbilde des „Charakters".

Der Marodeurstein.

Anno 1674 kündeten — wie in alten Chroniken verzeichnet ist — geheime Feuerzeichen den Friesendörfern am großen Moor den Einbruch eines neuen Feindes. Da setzten alle im weiten Umkreis ihre Wälle und Wegsperren instand. Dreschflegel, Heugabel und hie und da ein verlorenes Feuergewehr ergriff der Bauer und verschanzte sich, so gut es eben gehen wollte. Der aber den Haufen wilden Marodeurgesindels anführte, der verschlagene Obrist Marceau, ging listig zu Werke. Es war, als hätten er und die Bagnogesellen seiner Schar eine Spürnase dafür, wo einmal die Bauern nach langen Nachtwochen in den Schlummer gesunken waren. Da kam er dann blitzschnell über sie. Trümmerhaufen und schwelender Rauch, erschlagene Menschen und leere Ställe erzählten am kommenden Morgen von seinen neuen Streichen. Die Männer, die nach einem Menschenalter voller Kriegsgetümmel, Mord und Plünderung jeden Glauben an den Frieden verloren hatten, raunten sich zu, der Marceau habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, der ihm alle vergrabenen Schätze verriete und ebenso die Wege, sie aufzuspüren.

In diesen Tagen nun geschah es, daß vom Kirchspiel Marienheide ein Mann aufbrach, um auf dem geheimen Pfad über das grundlose Moor nach Westerkirchen zu gehen. Bis zu der Anhöhe war er gekommen, hinter der das reiche Westerkirchen lag. Da sah er statt der mächtigen Höfe viele wabernde Rauchsäulen und dazwischen fliehende Menschen, denen die Meute Marceaus im Nacken saß. Schon wollte Jan Meester verstört den Heimweg antreten, als er plötzlich in seinem Rücken hämisches Lachen hörte. Späher des Obristen standen da, die geladenen Büchsen in der Hand. Ehe er noch wußte, wie ihm geschah, wurde er gefesselt abgeführt.

Der Obrist Marceau musterte den Gefangenen mit bösem Lächeln. Soviel konnte Jan Meester dem gebrochenen Deutsch der Marodeure entnehmen, daß sie alle sehr erfreut über diesen kostbaren Fang waren. Der Obrist gebot Schweigen, und dann fragte er Meester betont freundlich nach dem geheimen Weg über das Moor. Er sollte frei sein, wenn er diesen Pfad verriete, auf dem allein man Marienheide, das von den Marschen her hinter starken Verhauen fast uneinnehmbar war, überrumpeln konnte. Jan Meester schwieg.

Die Marodeure machten sich bereit, ihn mit Knütteln und Peitschen zum Sprechen zu zwingen, aber wieder winkte Marceau lächelnd ab. „Er selbst wird uns führen, Burschen."

In einer Hütte blieb Jan Meester unter schärfster Bewachung, bis Marceaus Horde sich nach der Ausplünderung von Westerkirchen zu neuem Beutezug geordnet hatte. In dieser Stunde sah er, wie er da im Halbdunkel auf der Strohhütte lag, sein Heimatdorf ganz deutlich vor sich. Die Frau hatte den Topf mit dem Abendbrei über das Herdfeuer gehängt. Vor dem Hause spielten die drei Flachsköpfe, seine Jungen. Die Männer aber wechselten sich draußen in der Wache ab, nur an den Moorpfad dachte niemand. Flammen schossen vor Jans Augen in die Höhe, er sah die Frau vor dem wüsten Raubgesindel fliehen. Und plötzlich wußte er, daß sein Name allen späteren Geschlechtern verflucht sein müßte, weil er die Marodeure geführt hätte. Da zwängte er die gefesselten Hände zusammen und sprach ein langes, heißes Gebet zu dem, der über allen wacht.

Als man Jan Meester herausführte, war auf seinem Antlitz keine Spur des Kampfes geblieben, den er eben bestanden hatte. Schon stand der lange Zug der Reiter geordnet. Marceau winkte; neben dem vordersten Reiter hatte Jan Meester zu gehen. Wenn er Verrat versuchte, war er niederzuschießen.

Die Brandstätte von Westerkirchen versank hinter ihnen, bald waren sie mitten in der Einöde. Jan Meester schritt tüchtig aus, so daß der Obrist Marceau mit ihm höchst zufrieden war. Fieberhaft arbeitete das Gehirn des Bauern, denn nirgends zeigte sich eine Möglichkeit, das Werk zu vollenden. Schon war die Sonne tief gesunken, da hoben sich vor und hinter den Marschierenden kleine weiße Nebel vom Moor. Größer wurden sie, zu mächtigen silbergrauen Mänteln. Die Leiber der Pferde wuchsen ins Riesige, und mancher Marodeur spürte bei dem feuchtkalten Gruß des Moores ein Frösteln in den Gliedern. Wie lange sie so geritten waren, wußte niemand zu sagen. Nur das eine war sicher: der Nebel wurde immer stärker, und Marceau hielt besorgt auf die Spitze zu. „Mach keine Torheiten", krächzte er Jan Meester entgegen. „Du weißt, daß wir keinen Pardon geben . . ."

Wasser gurgelte um die Hufe der Pferde. Wieder schrie Marceau den Führer an: „Was ist das? — „Es hat nichts zu sagen. Ihr wißt, daß es hier keine Straße gibt. Das Wasser bespült oft den Pfad.

Weiter, weiter. Da plötzlich ein Aufschrei. Ein Mann am Ende des Zuges war aus dem Sattel gefallen. Reiter und Pferd wälzten sich im Schlamm.

Marceau zwang sich zur Ruhe. „Weiter", kommandierte er. Aber Jan Meester wich nicht von der Stelle. „Ich gehe nicht", sagte er ruhig. Die Augen des Obristen flackerten vor Wut. „Wir werden uns nicht lange mit dir aufhalten!"

Jan Meester blieb stumm. Da riß der Obrist das Pistol aus dem Gürtel, feuerte ab. Ganz still sank der Bauer in sich zusammen. Der Nebel trieb seinen Spuk mit dem Schall, und dann folgte eine unheimliche Stille, in die nur das leise Gurgeln des Moorwassers sich mischte. Der Obrist wischte sich über die Stirn. Das Moor hielt seine Opfer. In irrsinniger Wut suchte Marceau nach dem Weg, der hinter ihnen lag. Aber es war alles vergebens. Das milchige Wabbern stand wie eine Mauer um sie.

An den nächsten Tagen kamen flüchtende Menschen von Westerkirchen nach Marienheide. Sie warnten vor Marceaus wilden Horden, und die Bauern stellten Wachen aus am Moor, in das die Marodeure gezogen waren. Tage warteten sie und Wochen an dem großen Findlingsblock, der den Kundigen den Ausgangspunkt des Moorpfades anzeigt. Es kam niemand.

Viele Geschlechter später erst, als man dem Moor zu Leibe rückte von allen Seiten, wurden dort — ein Stück seitab vom Pfade — die Toten gefunden. Nicht weit von ihnen lag ein Mann, der einen Schuß in die Stirn erhalten hatte.

Wo aber der Marodeurstein steht, am Rande des alten Moores, da schaffen seit vielen Jahren Bauern aus Jan Meesters Stamm. Und oft, wenn Nebel über die weite Einsamkeit ziehen, sprechen sie von einem, der einen stillen Tod starb, damit seine Heimat erhalten bleibe . . .



„Wieviel verlangen Sie, um mich nach dem Rathausplatz zu fahren?"

„Drei Mark!"

„Das ist viel zu viel. Steigen Sie ein, dann fahre ich Sie für die Hälfte dorthin!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.